

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **7 (1927-1928)**

Heft 7

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

alten und jungen Eidgenossen“ gegen die Abhängigkeit vom Ausland, gegen französische Gelder und Schmeicheleien und gegen Bündnisse wandte? — Damals dichtete Jakob Ruoff in Zürich, der als Wundarzt die Schlacht von Rappel mitgemacht hatte, eine zweite politische Tellen-Komödie, den „Etter Heini“. Darin erklären die Söhne der alten Eidgenossen, nämlich Fridli Tell, Hans Staufacker, Erni von Melchthal, Ruedi ab Alzellen, sie hätten früher „ruch g'lept und armuot g'han“ bei Habermueß, Käse, Ziger, Anken und kaltem Wasser, während jetzt Reichtum, Wohlleben und Auszeichnungen ins Land kämen. „Bin suber b'kleit mit welschem thuoch, guldin fetten, guldin ring. . .“ Fridli Tell preißt Frankreich, Staufacker den Kaiser, Erni den Papst, Ruedi den Herzog von Mailand. Was das für Völkerbundsbeamte geworden wären! Die Bundesversammlung, nein, Ruoff spricht von Landsgemeinde — die Landsgemeinde also hört die Reden jener Tellenjöhne an, dann aber auch die Einwände und Ermahnungen von sechs alten Eidgenossen. Der Landammann läßt dann abstimmen. Nun mischen sich die Teufel Luzifer, Sathan, Belzebock, Bell, Kunzifall und Burlibuß ein, die dem Volk mit Blasebälgen ihre Meinung einflüsteren. Immerhin stellt der Landtschreiber schließlich eine Mehrheit fest, die an der alten Gerechtigkeit, Einfachheit und Unabhängigkeit in treuen Sitten festhalten will. Das Stück schließt mit den Worten:

„durch gottes gnad, hilff und syne krafft,
der schütz und schirm ein eidgnoschaft!“

Karl Alf. Meher.

Bücher-Rundschau

Deutsche Geschichte.

Adalbert Wahl: „Deutsche Geschichte. Von der Reichsgründung bis zum Ausbruch des Weltkriegs (1871—1914)“. 1. Band, Stuttgart (W. Kohlhammer) 1926. 23 und 717 Seiten.

Es ist kein alltägliches Unternehmen — wissenschaftlich, schriftstellerisch, buchhändlerisch — ein auf vier starke Bände berechnetes Geschichtswerk erscheinen zu lassen; so etwas pflegt einen guten Teil der Lebensarbeit des Verfassers darzustellen. Um so mehr ist zu bedauern, daß der erste Band von Wahls „Deutsche Geschichte“ eine Enttäuschung bedeutet.

Selbstverständlich enthält das Buch Gutes; es findet sich vornehmlich in denjenigen Partien, die wenig Gelegenheit zu persönlichem Hervortreten des Autors boten: Die Schilderung der „Gründerzeit“, der Bismarckschen Wirtschaftspolitik, teilweise auch die Darstellung der Außenpolitik, der Verfassungsentwicklung, der Parteiverschiebungen sind interessant und verdienstlich, ohne sich freilich je ins Bedeutende zu erheben. Auch hier wird man nicht allen Auffassungen folgen können. So werden z. B. die Sondierungsaktionen Bismarcks in London (1875—1879) m. E. zu hoch gewertet, zu sehr als Bündnisbestrebungen taxiert. Wahl folgt hier Nachfahl („Deutschland und die Weltpolitik 1871—1914“, 1. Band, Stuttgart 1923), wenn er sich auch zurückhaltender als dieser ausspricht; er hat die überzeugenden Untersuchungen von Hans Rothfels („Bismarcks englische Bündnispolitik“, Stuttgart/Berlin/Leipzig 1924) anscheinend nicht beachtet (das Buch wird nicht zitiert). Gerade aus dem Verlauf der Besprechungen vom Herbst 1879, aus der zeitlichen Parallelstellung zu den Zweibundsverhandlungen und -entscheidungen muß der Schluß gezogen werden, daß eine befriedigende Situation im Osten, undenkbar ohne günstige Beziehungen zu Rußland, dasjenige war, was Bismarck dauernd erstrebte, und daß er nur in Augenblicken der Unsicherheit oder Gefahr im Osten an Sicherung des Reiches durch England dachte. Am 14. September 1879 — die deutsch-russische Freundschaft war in die Brüche gegangen, das, was einigermaßen als Deckung dienen

konnte, der Zweibund, noch in der Schwebe — ließ Bismarck durch seinen Botschafter in London, Grafen Münster, anfragen, wie England sich in einem deutsch-russischen Konflikt verhalten würde. Aber vor der Möglichkeit, sich von Rußland dadurch zu sehr zu entfernen, brach er schon am 8. Oktober, am Tage nach Unterzeichnung des Zweibundes, die Besprechungen ab, obwohl sie auf Grund der Antwort Lord Beaconsfields sehr wohl hätten weitergeführt werden können.

Doch einzelne Abweichungen dieser Art wiegen leicht gegenüber der Tatsache, daß Wahl in der geistigen Führung seines Werkes entgleist ist. Eine Tendenz bricht störend ein in die Wissenschaftlichkeit seiner Forschung und Geschichtschreibung. Wahl stellt sein Buch unter die Diktatur einer These. „Das große kulturzerstörende Ereignis der neueren Geschichte ist, nach dem Einbruch des Rationalismus, auf dem sie beruht, die französische Revolution. Von ihr an begann die Zerstörung des eigentlichen Prinzips jeder Kultur, des alten *το εαυτον προαιτειν* (des < Tun des Jedem Angemessenen >) der Menschen und Stände, und es begann der Brei, der Mischmasch, die Zivilisation im eigentlichen Sinne, d. h. die Städtisch-bürgerlich-Machung aller Menschen. Aber noch ein anderes höchstes Kulturgut wurde zerstört: der einheitliche Sinn der Bewohner der Staaten“ (S. 587, dem Sinn nach entsprechend schon in den Vorbemerkungen S. VII ff. und anderwärts). Die Staatsidee ist ihrer hohen Würde entkleidet worden; der Staat ist individualisiert, atomisiert und in den Dienst des Nutzens gestellt worden. „Zwei große Völker und Staaten aber gab es, die dem verführerischen Einfluß Widerstand leisteten und ganze Menschenalter lang mehr oder weniger unberührt blieben: das englische und das deutsche. . . Und von den deutschen Staaten war es wieder der preussische, der am unerschüttertesten geblieben war. . . Es ist unverkennbar, daß Preußen-Deutschland damals, trotz gewisser Ansätze, noch nicht in den Abstieg der romanisch-germanischen Völker hineingerissen war. Damit ist für jeden, der an die Kultur der abendländischen Menschheit glaubt, dem damaligen Deutschland ohne weiteres auch innerlich — etwa neben England — die hervorragendste Stelle unter den führenden Völkern der Welt zugewiesen, und nichts kann ihn hindern, im neuen Reich einen Höhepunkt der Menschheitsgeschichte überhaupt zu sehen“ (S. IX).

Damit ist Wertvolles angedeutet, keine neue Erkenntnis, aber ein historisch wichtiger und richtiger Gesichtspunkt. Die französische Revolution (im weitesten Sinn) hat die individualistische Staatslehre, den demokratischen Staat als Realität geschaffen und ihm seinen Wohlfahrtszweck gesetzt; in Europa, in Deutschland zumal, haben sich Elemente, gesunde Kräfte erhalten, die den Staat als Wesen für sich, eigenen Ranges, nicht zusammengesetzt, sondern einheitlich, ruhend auf natürlich gegebenen Ständen, auf geschichtlich gewordenen Korporationen, faßten. Wahrhaft erleuchtend hätte es werden können, wenn der Kenner Adalbert Wahl (Verfasser der „Vorgeschichte der französischen Revolution“) diese beiden Linien für Deutschland bis 1870 hingeführt, die beiden Elemente in der Verfassung von 1867/71 aufgezeigt, ihr Leben und Wirken in den folgenden Jahrzehnten verfolgt hätte. Statt dessen eine einseitige, leidenschaftlich ausfallende Beurteilung, fast rein negativ die Einstellung zu allem, was sich aus der französischen Revolution herleitet und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewachsen ist. Damit ist alles verdorben. Was ist erreicht, wenn der Verfasser dem preussischen Staat ein überschwenglich gutes Zeugnis (für Fleiß, Leistungen und Betragen) schreibt? Was mit der Behauptung, daß „fast alle übrigen Länder Europas sich dem Urbrei nähern“? (S. 5). Man kann den preussischen Adel in seiner historischen Bedingtheit und Berechtigung erkennen, in allen seinen Leistungen würdigen, ohne deswegen Bauernbefreiung, moderne Ideen, deutsches Volk u. a. m. in Ausführungszeichen zu sehen. Erscheinungen, die nicht der politischen Überzeugung des Verfassers entsprechen, werden verurteilt, oft in einem Tone, der einer großen geschichtlichen Darstellung unwürdig ist. Forderung auf Abrüstung und auf Abschaffung der Todesstrafe sind „welt- und staatsfern“ (S. 54), das Majoritätsprinzip ist ein Unsinn (S. 283 f.), die Sozialdemokraten vertreten einen „winzelnden Pazifismus“ (S. 491), die Forderung des allgemeinen Wahlrechts ist unsinnig (S. 496), die Folgen des

preußischen Zivilgesetzbuches von 1874 nennt Wahl „grauenhaft, ja ekelregend“ (S. 204). Antijemittische Gesinnung verleitet zu weiteren Geschmacklosigkeiten. Wenn Kulturkampf und Politik gegen die Sozialdemokraten im taktischen Verlauf interessant geschildert werden, so bleibt doch die Einstellung zum Ganzen dieser Erscheinungen oberflächlich. Die Beurteilung des Sozialistengesetzes überrascht nicht: berechtigt, aber nicht genügend wirksam; überraschen aber darf die dauernde Andeutung, daß der einzige erfolgverheißende Weg dem Geist der Zeit zu wenig entsprochen habe (S. 541).

Über die politischen Ansichten des Verfassers ist gar nicht zu rechten; aber dies ist mit allem Nachdruck zu betonen: Der Historiker hat zu erkennen und zu verstehen; er hat die Erscheinungen des Geschichtsverlaufs, ob sie ihm persönlich passen oder nicht, als solche zu begreifen und in sein Geschichtsbild einzustellen; er hat nicht zu preisen und zu verurteilen, am wenigsten im Ton der politischen Polemik. Die Verantwortung ist groß!

Drei weitere Bände sollen folgen. Wohin werden sie führen?

Ungenügend sind die Nachweise, die am Schluß gegeben sind. Nicht, daß an sich zu wenig zitiert würde. Aber die Zitate sind unvollständig und z. T. unrichtig. Welcher Uneingeweihte erkennt ohne weiteres, daß die Abkürzung BKA. und die wissenschaftlich unmögliche Erklärung in Anmerkung 1a zum 2. Kapitel (S. 690) sich auf „Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914“ bezieht?

Es möchte scheinen, daß neben Entgleisungen im Einzelnen das viele Richtige und Brauchbare des Buches ungebührlich wenig gewertet worden sei. So ist es nicht: Grundzüge wissenschaftlicher Arbeit sind hier außer Acht gelassen worden; davor versinkt freilich alles noch so richtige Detail. So schmerzhaft es ist, dies einer großen und mühevollen Arbeit gegenüber auszusprechen: Die Kritik kann solche Geschichtsschreibung nicht anerkennen.

Bern

Werner Käf

Ölpolitik und angelsächsischer Imperialismus.

Karl Hoffmann: Ölpolitik und angelsächsischer Imperialismus. (446 S. mit 5 Kartenbeilagen. Berlin 1927.)

Seitdem das Erdöl neben der Kohle als krafterzeugender Stoff in Verwendung genommen und sein Verbrauch im Automobilitismus, in der Aviatik und Seeschifffahrt so gewaltig gestiegen ist, gibt es eine Ölpolitik, den Kampf um den Besitz der wichtigsten Erdölfelder der Erde und ihrer Reserven. Zur Zeit bestreitet die nordamerikanische Union über zwei Drittel der Weltrohölproduktion, sucht aber ihren Einfluß auch auf die Ölfelder Mexikos, Mittel- und Südamerikas zu erstrecken, während England in seinem Empire nur über unbedeutende, bereits produzierende Ölgebiete verfügt und daher danach trachten muß, die künftigen Produktionsgebiete in Vorderasien und Südamerika in seine Abhängigkeit zu bekommen. Entfällt doch nach den jüngsten Schätzungen von den Weltölréserven rund je die Hälfte auf die westliche und die östliche Erdhälfte, wobei zu beachten ist, daß man in der Union allen Ernstes bereits von einer baldigen Erschöpfung der eigenen Felder spricht. Der Kampf der beiden größten Seemächte und ihrer großen kommerziell-finanziellen Ölkonzerne geht also vor allem um die noch nicht erschlossenen Reserven.

Diesen Kampf um die Ölmacht, die nach dem Ausspruch Lord Fishers die Weltmacht bedeutet, in allen seinen Phasen seit der Beendigung des Weltkriegs darzustellen, ist Aufgabe und Inhalt des vorliegenden, aus dem politischen Forschungsinstitut von Martin Spahn in Berlin hervorgegangenen Buches. In chronologischer Darstellung wird gezeigt, wie in alle die diplomatischen Verhandlungen und Abmachungen unter den Großmächten immer wieder die Ölfrage hineinspielt und wie zwischen der politischen Seite der Ölwirtschaft und den anderen politischen Fragenkomplexen die engsten Wechselbeziehungen bestehen. Mexiko als Brennpunkt eines produktionswirtschaftlichen Ringens, in dem schließlich die amerikanische Gruppe siegt, der Kampf um Mesopotamien

und die Mossulfrage, das Abkommen von San Remo (1920), das Frankreich in die britische Ölstrategie einspannt, der englisch-amerikanische Konflikt um die Konzessionen in Persien und in den holländisch-malayischen Kolonien, der Sieg der Standard Oil Co. im näheren Orient, das Austausch des englischen Singapore-Projekts mit seiner offensichtlichen Spitze gegen Japan, der panamerikanische Gedanke im Licht der Ölpolitik, die vergeblichen Versuche Frankreichs, in Galizien, Rumänien und im Orient sich der Überlegenheit der seit dem „Ölfrieden“ von Washington scheinbar einheitlich vorgehenden angelsächsischen Mächte zu entziehen, die Bedeutung der Ölfrage in der englisch-russischen Spannung, im Dawes-Plan, in der Locarno-Politik: das sind einige der Etappen und Schauplätze dieses unterirdischen und zähen Ringens um die Ölmacht. Sein vorläufiges Ergebnis, wie es sich anfangs 1926, dem zeitlichen Abschluß der vorliegenden Darstellung, herausstellt, ist das immer engere Zusammenrücken der beiden angelsächsischen Reiche auf Kosten Europas. England hat aufgehört, selbständig handeln zu können; es ist in seiner vorder- und west-asiatischen Politik amerikanisch gebunden, Frankreich aber steht mit seiner mittel-europäischen Politik unter britisch-amerikanischer Bindung, so daß heute die amerikanische Union mittelbar durch ihre finanzielle Übermacht auch über das Gleichgewicht der Alten Welt und über deren Zivilisation gebietet. Der Abschluß des Großen Krieges hat die Befriedigung der Welt nicht gebracht; zwei große Fronten stehen einander gegenüber: die angelsächsische und die eurasisch-kontinentale Rußland-China-Japan mit Einschluß der festländischen Europa-Staaten.

Das von hoher Warte geschriebene Buch ist als Leitfaden in die verwinkelten Irrgänge des diplomatischen Spiels unserer Tage wärmstens zu empfehlen.

* * *

Das in unserm Novemberheft 1926 bereits ausführlich besprochene Buch der beiden Amerikaner **Scott Nearing** und **Joseph Freeman** „**Dollar Diplomacy**“ ist jetzt bei Bowinkel in Berlin auch in deutscher Übersetzung herausgekommen (471 S.; M. 15). Prof. Karl Haushofer hat ein Geleitwort dazu geschrieben. Man muß es begrüßen, daß so auch einem weiteren Angehörigenkreis des deutschen Sprachbereichs Gelegenheit geboten ist, sich anhand zuverlässigen Materials ein Bild der neuesten Entwicklung des politischen Amerika zu machen. Reigte man doch gerade hier unter dem Einfluß der Wilson'schen Ideologie in den vergangenen Jahren vielerorts dazu, in Amerika die Verkörperung politischer Selbstlosigkeit zu erblicken. Solche Illusionen werden durch das Buch von Nearing und Freeman von Grund auf und ein für alle Mal zerstört. D.

Rassen-Führer.

Sind wir nicht ein komisches Geschlecht? Wir brüsten uns mit unserer Massenerzeugung auf allen Gebieten, und diejenigen, die das Verständnis der Gegenwart gepachtet zu haben wännen, schmeißen in der Regelbahn der Politik mit aufgeblasenen Qualitätsballen gegen die kargen Reste der Qualität. Außerhalb dieser zünftigen Sporthalle wächst die Einzelgröße immer bestimmender aus dem Chaos der Zahlen und Nummern empor, und die Masse selbst blickt zu ihr auf und verneigt sich gehorsam und ehrerbietig vor ihrer überragenden Bedeutung. Nur die Halbgötter noch sind durch ihren eigenen Dunst gehindert, die göttliche Gewalt der Persönlichkeit im Leben der Zeiten zu erkennen. Aber auch sie, denen sich das Angelernte vor dem eigenen Sehvermögen staut, werden schließlich zum Erkennen gezwungen werden, denn sogar in der Literatur, diesem nachwankenden Wetterhäuschen des Lebens, häufen sich die Dokumente für die gestaltende Kraft des Einzelnen im Dasein der Gemeinschaften.

Noch unter dem Eindruck der aufschlußreichen Mussolini-Biographie von M. Sarfetti festigte sich in mir durch zwei Bücher aus anderen Räumen die

Gewißheit, daß immer und überall die große Persönlichkeit das Formende, die Menge das Geformte, der individuelle Geist das Leitende und die Masse das Geleitete ist:

Lenin und Gandhi, von René Fülöp-Miller, im Amalthea-Verlag Zürich-Leipzig-Wien 1927 (306 Seiten mit 105 Abbildungen).

Soviel ich auch über diese beiden gigantischen Asiaten, den Mongolen und den Hindu, und über ihr unermessliches Werk schon gelesen und nachgedacht habe, so sehr reizte es mich, sie durch René Fülöp-Miller, dessen packendes Buch „Geist und Gesicht des Bolschewismus“ ich unlängst hier besprochen habe, lebendig vorgestellt zu bekommen. Auch diesmal hat der Verfasser meine hochgespannten Erwartungen übertroffen. Er vermeidet die billige Wirkung einer Antithese der beiden zeitenerkühnenden Männer, er zerknetet sie nicht mit der unsauberen Virtuosität des Weltverbesserers oder der blasierten Behendigkeit des Weltverschlechterers zu einem geschichtsphilosophischen Brei ineinander. Voll Ehrfurcht vor der Einmaligkeit wahrer Größe läßt er Lenin und Gandhi, mit wohlbedachter Reinheit getrennt, aus den Voraussetzungen von Zeit und Rasse, Wirtschaft und Geistigkeit ihrer Volksmassen vor uns aufwachsen, um mit dem Respekt vor realer Wahrhaftigkeit, dieser gewaltigsten aller Dichtergaben, Erreger des Bewegenden, Bewegenden und bewegte Masse zu jenem Mysterium zu einen, das Übernommenes zudeckt und seinen Abglanz, drohend oder verklärend, in die Zukunft vorauswirft.

Die mutige Bescheidenheit, womit der Verfasser vor der Einheit, Untrennbarkeit und wechselseitigen Befruchtung von Ursache, Erscheinung und Wirkung der Führerpersönlichkeit das halbstumpfe Seziermesser des überheblichen Verstandes sinken läßt, zwingt den erschütterten Leser vor diesem strahlenden Gesamterlebnis mit auf die Kniee und demütigt ihn zu Sammlung und Besinnlichkeit. Und wie Lenin — den Phantasten der Realität, den Evangelisten der Gewalt, der die urrussische Unzivilisiertheit mit überzivilisiertem Amerikanismus vermengt, sodaß beide durcheinander ersticken — und Gandhi, — den Realisten des Unerklärlichen, den Tyrannen der Sanftmut und Wiedererwecker der indischen Kulturweisheit aus dem atemraubenden Netz europäischer Unkultur — unerbittlich klar ohne die Scheidewand künstlich geflochtener Beziehungen gegeneinander stellt, regt zu Vergleichen von fruchtbarer Nachdenklichkeit an und läßt zugleich die gemeinsamen Urgründe aller, in der Erscheinung noch so gegensätzlicher, Menschengröße erahnen.

Verbindet so das Fülöp-Millersche Werk, dessen Unmittelbarkeit durch die reiche bildliche Dokumentierung noch gesteigert ist, gegensätzliche Pole persönlicher Geschichtsgröße zur letzten Einheitlichkeit des Grundes, so zeugt die von Kurt Kersten durch die Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin, herausgegebene **Beichte Michael Bakunins aus der Peter-Pauls-Festung an Zar Nikolaus I.** (116 Seiten und 10 Bilder) eindringlich für die zeitenübergreifende Kontinuität politischer Bewegungen. Bakunin, der geistvolle Abenteuerer der Revolution, der sein feuriges Debüt in Zürich begann und sein müdes Leben nach harter Wanderschaft in Bern endete, beichtete sein ganzes politisches Treiben 1851 dem Zaren Nikolaus dem Ersten. Und wenn in diesem menschlich erschütternden Dokumente auch die Zerknirschung zufolge der zweijährigen Einzelhaft in der Peter-Pauls-Festung das Bild des aufstachelnden revolutionären Kämpfers verzerrt und der Trieb, aus dieser furchtbaren Enge der Einsamkeit erlöst zu werden, Vergangenheit und Zukunftspläne des nimmermüden Geistes verfälscht, so ist die Veröffentlichung aus den Beständen der russischen Geheimarchive doch gerade für unsere Tage außergewöhnlich wertvoll. Es enthüllt nicht nur den ganzen Mechanismus der Aufstände von 1848/1849 in Europa, zeigt verblüffende Parallelen des Dresdener Maiaufstandes 1849 mit der Hölzelrevolution 1919, sondern führt vor allem in den Ursprung der Methoden und Kräfte zurück, die schließlich die österreichische Monarchie zerrieben und Rußland zu einem eigenartigen vorasiatischen Block isoliert haben. Dabei ist nicht die Aufdeckung der antiösterreichischen und panslawischen Gesinnungen und Absichten das Wesent-

liche; das Bedeutsame ist, daß wir durch Bakunins Beichte die Einzelheiten ihrer politischen Betätigung und damit die revolutionären Arbeitsmethoden, die inzwischen zum Kanon geworden sind, in den Anfängen kennen lernen.

Wer die Umstellung der politischen Formen in den Jahren 1918/19, wer insbesondere Aufstieg und Zerfall der habsburgischen Monarchie und der bolschewistischen Revolution von innen heraus begreifen will, muß Bakunins Beichte zur Kenntnis genommen und verarbeitet haben.

H a n s R a j c h l e.

Eine neue Pestalozzi-Ausgabe.

Pestalozzi's Werke, Säkularausgabe in drei Bänden, ausgewählt und herausgegeben von Willi Schohaus. Leopold Klotz, Verlag, Gotha, 1927.

Da Pestalozzi's Wirken und Schaffen von überzeitlicher Bedeutung ist, schadet es nichts, wenn die prächtig ausgestattete Säkularausgabe seiner Werke durch den hervorragenden Fachmann Dr. W. Schohaus, Lehrer für Pädagogik am st. gallischen Seminar Rorschach, erst nach der offiziellen Pestalozzifeier erscheint. Die Einleitung gibt den Lebenslauf Pestalozzi's wieder und bietet in kurzen prägnanten Zügen ein scharfes Bild seines Lebens und seiner Persönlichkeit. Die Auswahl der Werke, die sich auf die drei Bände verteilen, ist mit großer Sorgfalt getroffen. Diese Ausgabe hat wohl am meisten Verwandtschaft mit der verdienstvollen Auswahl von Friedrich Mann in vier Bänden. Während die Mann'sche Ausgabe Lienhard und Gertrud ohne Kürzung auf zwei Bände verteilt, finden wir dieses Werk hier im ersten Bande, jedoch nicht ungekürzt. Der erste Teil weist zwar nur wenige Kürzungen auf; stärkere Kürzungen haben die drei Fortsetzungen erlitten, nicht zum Nachteil für die Lesbarkeit des ganzen Werkes. Alles Wesentliche ist beibehalten. Als oberster Gesichtspunkt galt, einen flüssigen, leicht lesbaren Text zu gestalten. Während Hunziker's Ausgabe des ersten Teils nur wenige sprachliche Umgestaltungen für die heutige Generation enthält, unter Beachtung größter Wissenschaftlichkeit und Pietät gegenüber dem ursprünglichen Text, finden wir hier die Sprache stark modernisiert. So ist z. B. „Güggel“ durch „Hahn“, „morndriger Tag“ durch „kommender Tag“, „Morndes“ durch „am Morgen früh“ ersetzt, „desnachen“ einmal durch „deshalb“, ein andermal beibehalten. An anderer Stelle ist der mundartliche Ausdruck in nachfolgender Klammer erläutert: Gauzen (lärmend reden). Nachdem nunmehr die Originaltexte Pestalozzi's durch die wissenschaftlich genaue Gesamtausgabe der Werke im Verlag von Walter de Gruyter & Co. wieder zugänglich gemacht werden, möchten wir solche Änderungen nicht bedauern, wenn dadurch für die weiteste Verbreitung des Werkes in unserer Zeit etwas gewonnen wird. Immerhin hätte man die launige Katzen- und Menschengeschichte „Zu gut ist dumm“ (2. Teil, 19. Kapitel bei Mann) auch in der vorliegenden Ausgabe belassen dürfen. In der Neugestaltung des Textes stimmt auch der Schluß des zweiten Teils (S. 372) „Mit diesen Worten endete...“ nicht mehr ganz mit der Wahrheit, denn das Ende, die zwei letzten Absätze der Rede des Pfarrers im Texte Pestalozzi's, ist weggelassen. Der vierte Teil ist am stärksten beschnitten, auf 30 Kapitel zusammengezogen.

Eine sehr verständnisvolle Einleitung widmet der Herausgeber den Fabeln, die wir bei Mann nicht finden und die lange Zeit wenig beachtet worden sind. Die Fabeln werden in der durch spätere Zusätze verdeutlichten und erläuterten zweiten Ausgabe geboten. Dieses Meisterwerk der Menschenschilderung verdiente es, der Vergessenheit entrissen und in einer populären Ausgabe wieder zugänglich gemacht zu werden. Volks-, Vaterlands- und Freiheitsliebe haben Pestalozzi nach seinem Bekenntnis hingerissen, diese Bogen zu schreiben. Hier bringt er in kurzen Stücken markant zum Ausdruck, daß er alles Heil letzten Endes nur von innerlichen, geistigen Wandlungen erwartet, daß ohne einen Fortschritt in der Gesinnung der Völker ihm ein besserer sozialer Zustand undenkbar ist. Wertvoll sind auch die aus dem Nachlaß bei-

gefügten Stücke, worunter namentlich die Parabel „Das Kleinod“ mit leicht erkennbarem biographischem Einschlag.

Im zweiten Bande finden wir außer den Fabeln noch den Stanfer Brief und Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Während in der Einleitung zum Stanfer Brief der äußere Mißerfolg Pestalozzis in Stans tief und klar gedeutet wird, befaßt sich die Einleitung zur Schrift Wie Gertrud ihre Kinder lehrt mit der Bedeutung der Burgdorfer Zeit und dem Erziehungsproblem Pestalozzis überhaupt; sie rückt den bedeutenden Hymnus an die Mütter durch einen Vergleich mit Fausts pantheistischem Bekenntnis zum göttlichen All bei Goethe in ein helles Licht.

Der dritte Band enthält neben der Lenzburger Rede die wichtigsten Reden Pestalozzis an sein Haus und den Schwanengesang. Die Abendstunde ist also nicht in dieser Sammlung enthalten, auch nichts aus dem Schweizer Blatt; auch die Schrift Ansichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend, finden wir hier nicht. Diese Weglassungen sind verständlich, bedeuten aber kein Urteil über den Wert der weggelassenen Schriften. Es ist dem Herausgeber gelungen, mit den in die Auswahl aufgenommenen Werken auf möglichst engem Raume und in einem weitesten Kreise zugänglichen Bau das vorzulegen, was zu Pestalozzis bedeutendsten schriftstellerischen Leistungen zählt und uns ganz in seine Denk- und Anschauungsweise einzuführen vermag. Durch Anmerkungen am Schluß der einzelnen Werke werden viele interessante und wertvolle Aufschlüsse erteilt.

Walter Beyli.

Aus alten Bücherschränken.

Ob eine frühere Zeit je so viel in „alten Bücherschränken“ geschmökert hat wie die unsere? Was ist seit dem Krieg an Neuauflagen verschollener Werke nicht alles durch die Druckerpresse gegangen! Je unabhängiger sich die Geister der „neuen“ und neuesten Menschheit seit 1914 gebärdeten, desto eifriger stöberten sie in dem verblaßten Schrifttum aller Zeiten und Völker herum. Was sie freilich die große Lesewelt nur in herablassenden Besprechungen, die paar Kenner des Alten auch sonstwo in und zwischen den Zeilen merken ließen.

Wenn nun aber die Leute vom „Deutschen Volkstum“ einer Sammlung „vergeßenen und gefährdeten deutschen Volksgutes“ wieder zu ihrem Recht verhelfen, hört und sieht sich das anders an, als wenn die vielen Allermwelts-literaturschnüffler ehrwürdige Pergamente ausrauben. Wer in Wilhelm Stapels Zeitschrift schon hineingesehen, weiß, wie entschieden und furchtlos, aber auch wie tiefgründig er darin nun schon ins 9. Jahr für die Erstarkung selbstgetreuen Deutschtums kämpft. Die sicheren Männer dieses geist- und temperamentvollen Hamburger Kreises „mitten“ im umgefallenen Deutschland, die wissen Bescheid in dem, was die Gegenwart der Vergangenheit dankt und was gerade dem gebildeten Volk von heute zu wollen und zu kennen not tut.

Ein Wagnis ist es immerhin, unserm Geschlecht, das unter anderm die Frakturschrift, das zierliche Erbe der Gotik, achtlos wegwirft, ein Werk von so straff aufstrebender Innerlichkeit wie das „Spiel vom Kaiserreich und vom Antichrist“ (Ludus de Antichristo) wieder nahezubringen. Die Hanseatische Verlagsanstalt macht mit einer hübschen, volkstümlichen Ausgabe auf das berühmte geistliche Spiel aus Barbarossas Zeit nachdrücklich aufmerksam. Ludwig Benninghoff hat dazu gehaltvolle und zuverlässig einführende Vorbemerkungen geschrieben und dem Urtexte eine freie dichterische Übertragung voll Kraft und Klang gegenübergestellt. Wie eindringlich der wuchtige Rhythmus dieses Mönchs-lateins von 1160 mit seinen flüssigen Reimen! Ein Stück echter Gotik auch in den handelnden Gestalten, in den strengen, großen Linien des Aufbaus, in der geistigen Weiträumigkeit. Ob nun aber die Dichtung als dramatisches Spiel heute wieder zu lebendiger Wirkung gebracht werden kann, muß wenigstens nach dem Lesen allein fraglich bleiben. Wir sind eben wirklich nur mehr „einzelne Zuschauer“ und schwer zu einer ergriffenen Gemeinde zusammenzuschweißen, und

fast ganz abhanden gekommen ist uns jene begeisterungsfähige Kindlichkeit, die der technischen Mittel zur Illusion leichtlich entraten kann. Und dazu mutet die Verbindung des Religiösen mit dem Politischen, eine kennzeichnende Eigentümlichkeit dieses Antichristspiels, als besonders zeitbedingt an.

Dies Befremden ist zum guten Teil auch in der dramatischen Form begründet. Wie viel näher tritt uns doch ein literarisches Zeugnis persönlicher Art, etwas gewissermaßen Lyrisches, komme es auch aus entlegensten Zeiten. Erstaunlich, wie unmittelbar lebendig uns das Kirchenlatein derselben Barbarossazeit in den Versen des Archipoeta anspricht, dessen erhaltene Gedichte Wilhelm Stapel zu einem ansprechenden Bändchen vereinigt hat (ebenfalls veröffentlicht von der Hanseatischen Verlagsanstalt in Hamburg). Jugendfrisch, wie gegenwärtig steht der fahrende Scholar vor uns, wie er vor dem großen Barbarossa gesungen, dank seinem nie alternden Latein. Das müssen ihm sämtliche Dichter unserer Sprache neiden, das hat er selbst einem Goethe voraus. Und wie meistert er den im Rhythmus ganz deutsch empfundenen gereimten Vierzeiler; wie schmeichelt sich dessen eleganter Fluß ins Ohr!

Eine Ausgabe für Liebhaber nennt sich das Büchlein, allzu bescheiden. Denn außer der gedankenvollen Einleitung, in der der Archipoeta einen überzeugenden Erwecker und Ehrenretter gefunden, sind den Texten eine Tafel der mutmaßlichen Entstehungszeiten nebst einer Fülle willkommener Erklärungen beigelegt, die jeder billigen Forderung wissenschaftlicher Akribie Genüge tun. Und ebenso erfreut die taktvolle Zurückhaltung, mit der die deutsche Wiedergabe dem lateinischen Wortlaut folgt. Endlich wieder eine Ausgrabung, von der fruchtbarste Wirkungen ausgehen. Hier, ihr Studenten und gewesenen Studenten, bietet sich bequeme Gelegenheit, den Poeten des so vielgesungenen „meum est propositum in taberna mori“ ernstlicher kennen zu lernen. Er verdient und er dankt es.

Neben dem Mittellateiner kann der deutsche Dichter des beginnenden 15. Jahrhunderts, Johannes von Saaß, wohl bestehen. Seines „Ackermanns aus Böhmen“ Streitgespräch mit dem Tode ergreift heute noch, wenigstens in dem behutsam erneuerten Deutsch, in dem es uns Hans Böhm darbietet (bei Georg D. W. Callwey in München). Diese erste deutsche Prosadichtung 120 Jahre vor Luther — packend redet daraus die Verzweiflung eines Trauernden zu uns. Ein starkes Herz ringt da mit einem der gewaltigsten Menschheitsprobleme, ringt sich durch zu wehlösendem Wort. Und die schöne Einleitung Böhms führt dicht heran zu dem Rührenden und Großen, alle Zeitgewandung Durchglühenden in diesem Dialog. Zu loben ist auch die würdige Druckausstattung dieses 46. Bändchens der Kunstwart-Bücherei.

Bei dieser Gelegenheit sei auf zwei weitere, kürzlich zur Ausgabe gelangte Veröffentlichungen dieser hier ausführlich schon angezeigten Reihe hingewiesen. Sie schöpfen beide mit glücklicher Hand aus älterer Literatur. Da hat E. Kurt Fischer einen starken Doppelband voll Deutsche Briefe zusammengetragen, eine vorzügliche Auswahl, Seite für Seite strotzend von Gedankenfülle, von reichem und bereicherndem Leben. Auch die einleitenden knappen Abhandlungen über das Wesen einer Briefkultur und über briefliche Darstellungskunst weisen den Kenner und geschickten Führer aus. Dann ist ein weiteres Bändchen „Biblische Geschichten“ von Hermann Häfker erschienen, in dem vor allem wieder die ungewöhnlich tief grabende Einleitung fesselt: wohl unterrichtet und verblüffend selbständig im Urteil über geistesgeschichtliche Entwicklungen. Nicht ganz so glücklich ist Häfker diesmal in der Bearbeitung der Texte. Kein Wunder, denn die Prophetenschriften erfordern eine außerordentliche Sprachgewalt, soll die Wiedergabe etwas von der dämonischen Wirkung des Urworts ahnen lassen. Die entsprechenden Übersetzungen in dem großen Göttinger Bibelwerk befriedigen ja auch nicht sonderlich. Alle drei Bändchen aber zeugen erneut von der erfreulichen Vielseitigkeit und von dem weiten Blickfeld der Kunstwart-Bücherei.

Und noch eine Erweckung, bei der wieder Stapel das erste „Stehe auf!“ gesprochen. Wie ist es nur möglich, daß die linksrheinischen Alemannen diesen heilig-unheiligen Sebastian nicht besser kennen, den alten Sebastian Sailler

und seine urfrischen, urchigen Bauernkomödien? Vom Schweizerdeutschen zu seinem kräftigen Schwäbisch hinüber ist der Weg nicht weit, und seine dörflichen Seldwylter können uns erst recht nicht fremd sein. Der gelehrte Herr Kapitulär, der „Cicero suevicus“, hat sich allerdings aus schriftstellerischem Ruhm verteuftelt wenig gemacht. Fast ein halbes Jahrhundert, nachdem sie den schnurrigen Alten in die Klostergruft zu Obermarchthal gelegt, erschien die erste Gesamtausgabe seiner Schwänke, die erst noch die Spekulation des Verlegers auf einen Erfolg wie den J. P. Hebels zuzuhanden machte. Denn eben, Sailer verklärt und vergoldet sein Volk kein bißchen, was es doch so sehr liebt. Seine Bauern haben grobe Knochen im Leib und eine ungeschmierte Zunge im Mund, so gutmütig und einfältig sie sonst sind. Und empfindsame Ohren und Seelen sollen ihnen um Gotteswillen nicht auf Hörweite nahen. Aber wen immer ein ganzer, eigener Kerl, eine wenn auch derbe und deftige Größe freut, der mache sich an unsern Sebastian heran, der ergötze sich an der humorprühenden Phantasie seiner schwäbischen „Schöpfung“, an der übersprudelnden Laune, an der Fülle grotesker Erfindungen im „Fall Luzifers“ oder in der „Schultheißenwahl“. Er gerät bei diesem Vergnügen in gute Gesellschaft, nämlich in die Goethes und Mörikes, die sich an diesen fetten Schwänken erbauten. Die hauchen heute noch Paradiesesfrische trotz des Mistgeruchs der Bauern darin. Und das prächtige Buch im Geschmack des Barocks, in dem Dr. Dwlglaß „die biblischen und weltlichen Komödien des hochwürdigen Herrn Sebastian Sailer“ bei Albert Langen in München neu herausgegeben hat, macht die Bekanntschaft mit dem „hochwürdigen Herrn“ zu verdoppeltem Behagen.

U. B.

Arnold Büchli.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Batunin, Michael:** Beichte aus der Peter-Pauls-Festung; Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.
- Baur, Fischer, Lenz:** Menschliche Erblichkeitslehre; Lehmann, München.
- Burckhardt, Walter:** Die Organisation der Rechtsgemeinschaft; Helbing & Lichtenhahn, Basel.
- Clauß, Ludwig:** Die nordische Seele; Niemeyer, Halle.
— Rasse und Seele; Lehmann, München.
- Delaisi, Francis:** Les Contradictions du Monde Moderne; Payot, Paris.
- Feulner:** Bährisches Kokoko; Bruckmann, München.
- Fülöp-Miller:** Lenin und Gandhi; Amalthea-Verlag, Zürich.
- Günther, Hans:** Rassenkunde des deutschen Volkes; Lehmann, München.
— Rasse und Stil; Lehmann, München.
- Hoffmann, Karl:** Sozialpolitik und angelsächsischer Imperialismus; Ring-Verlag, Berlin.
- Hearing und Freemant:** Dollar Diplomatie; Bowninkel, Berlin.
- Onden, Hermann:** Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III.; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
- Schohaus, Willi:** Pestalozzi's Werke; Klotz, Gotha.
- Wahl, Adalbert:** Deutsche Geschichte; Kohlhammer, Stuttgart.
- Wertheimer, F.:** Von deutschen Parteien und Parteiführern im Ausland; Zentralverlag, Berlin.

Mitarbeiter dieses Heftes:

- Dr. Otto Mittler, Bezirkslehrer, Baden. — W. Bollart, Instruktor, Zürich.
— Erich Brod, München. — Prof. Dr. Martin Hilli, Zürich. — Dr. Sektor Ammann, Ararau. — Karl Alfons Meyer, Rischberg. — Prof. Dr. Werner Käf, Bern. — Prof. Dr. Fritz Machatschek, Zürich. — Dr. Hans Raschle, Baden. — Walter Beyli, Ararau. — Arnold Büchli, Ararburg.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dehler. Schriftleitung: Zürich, Steinhalbenstraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Cie. Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.